

Rolf Kießling

Stolpersteine in Forchheim



14 jüdische Lebensläufe

Was sich im fernen Berlin oder anderen Großstädten zugetragen hat, findet sich ebenso in Kleinstädten – und Forchheim bildet keine Ausnahme. Nach der „Machtergreifung“ Hitlers 1933 wurden jüdische Bürgerinnen und Bürger auch hier systematisch entrechtet, schikaniert, verfolgt und ermordet. Mit einer eigens dafür perfektionierten Tötungsmaschinerie, durchgeführt mit „deutscher Gründlichkeit“ und Brutalität, die nichts Menschliches mehr zu haben schien.

Der Jüdische Pfad und die seit 2018 in Forchheim verlegten Stolpersteine zeigen es: Jüdinnen und Juden lebten über Generationen mitten in der Stadt, neben und mit ihren christlichen Nachbarn. Sie betrieben Geschäfte, die die Versorgung der Bevölkerung mit dem Alltäglichen gewährleisteten oder schufen Arbeitsplätze mit ihren Fabriken.

Vielen Menschen aus Forchheim gelang nach 1933 die Ausreise in die USA, nach Kuba oder Australien. Überwiegend Alte, Frauen und Kranke blieben zurück. Am Ende waren es 14 Personen, die noch hier lebten. 1941 bis 1944 sind sie deportiert und in den Konzentrationslagern ermordet worden. Seitdem ist jüdisches Leben in Forchheim erloschen.

1992 startete der Künstler Gunter Demnig seine europaweite Aktion und gedenkt mit der Verlegung der „Stolpersteine“ den verfolgten Jüdinnen und Juden in 24 Ländern. Die Stolpersteine werden an den letzten frei gewählten Wohnorten verlegt. Nicht im Wortsinne, sondern gedanklich soll über die Steine mit Messingplatten „gestolpert“ werden. Für diesen Moment geraten diejenigen in unser Bewusstsein, denen unermessliches Leid zugefügt worden ist.

Ein breites bürgerschaftliches Engagement hat Demnigs Idee in Forchheim aufgegriffen, Schulen haben mitgewirkt und Lebensläufe der getöteten Menschen recherchiert. So erinnern heute 14 Stolpersteine in Forchheim an die verfolgten Jüdinnen und Juden.

Die vorliegende Broschüre fasst dieses Bemühen zusammen und soll helfen, die Erinnerungskultur weiter am Leben zu halten. Sie bereitet die Biografien der Menschen auf, denen die Stolpersteine gesetzt sind. Das Begonnene wird komplettiert und steht auch in Verbindung mit der Gestaltung des Jüdischen Pfades, der nun durch die ganze Stadt an ehemalige jüdische Wohnorte führt. Er erzählt die jüdische Geschichte Forchheims in kurzen Geschichten und beleuchtet Einzelschicksale.

Unser besonderer Dank geht an Rolf Kießling, der sich bereits mit seinem 2004 erschienenen Buch über die „Geschichte der Juden in Forchheim“ verdient gemacht und die vorliegende Broschüre verfasst hat sowie an Herrn Emmerich Huber, der maßgeblich die Stolpersteinverlegungen initiiert und organisiert hat.

Unser Dank gilt auch allen an der Verlegung der Stolpersteine Beteiligten: den Schülerinnen und Schülern der Ritter-von-Traitteur-Schule (Frau Seyhan Reyhan), dem Herder-Gymnasium (Frau Sonja Döbrich), der Georg-Hartmann-Realschule (Frau Judith Hill),

Dr. Uwe Kirschstein
Oberbürgermeister

dem Ehrenbürg-Gymnasium (Frau Kerstin Mayer), dem „Netzwerk für Respekt und Toleranz“ aus den Bündnissen „Bunt statt Braun“ und „BügEx“, den evangelischen (Pfarrer Christian Muschler) und katholischen Kirchengemeinden (Herr Ahr und Regionaldekan Martin Emge).

Mögen die Stolpersteine erinnern, gedenken, aber auch stetig mahnen zu gegenseitigem Respekt und Miteinander, zu Toleranz und Mitmenschlichkeit, die Grundvoraussetzung für das friedliche Zusammenleben einer Gesellschaft sind.

Dr. Annette Prechtel
Bürgermeisterin

Stolpersteine nennen die Namen von Opfern des NS-Regimes und weisen auf das Unrecht hin, das vor allem jüdischen Bürgern und Bürgerinnen zugefügt worden ist.

Auch in Forchheim hat – wie in vielen anderen Städten – der Künstler Gunter Demnig Stolpersteine verlegt.

Es ist gut, dass die beiden örtlichen Bündnisse gegen Extremismus die Aktion Stolpersteine organisiert haben. Erfreulich war auch, dass sich Schülerinnen und Schüler verschiedener Schulen engagiert und ihren Beitrag zum Gedenken geleistet haben, von Lehrerinnen und Lehrern unterstützt. Die Verlegung geschah jeweils in sehr würdiger Form. In der örtlichen Presse wurde ausführlich darüber berichtet.

Aber reicht das aus? Die Namen auf den Stolpersteinen stehen für Menschen, die in der Stadt Forchheim gelebt und hier Freude und Leid erfahren haben und die in je eigener Weise mit ihrer Heimatstadt oder ihrem Wohnort verbunden waren.

Um das Unrecht ermessen zu können, das Forchheimer Jüdinnen und Juden

angetan wurde, ist es sinnvoll, individuelle Lebenslinien nachzuzeichnen. Auch wenn persönliche Lebenszeugnisse, wie z.B. Briefe und andere Aufzeichnungen, fehlen, auch wenn von manchen Personen nicht einmal mehr ein Foto vorhanden ist, so erscheint es umso wichtiger, die einzelnen Lebensläufe zu rekonstruieren.

Die Namen der Deportierten und wichtige Lebensdaten habe ich bereits in meinem 2004 erschienenen, inzwischen vergriffenen Buch „Juden in Forchheim“ veröffentlicht. Die zusätzlichen Recherchen waren nicht immer einfach. Gelegentlich traten unerwartete Hindernisse auf.

Die jetzt vorgelegte Broschüre basiert auf meinem aktuellen Wissensstand. Ich habe die Daten und Fakten nach bestem Wissen zusammengetragen. Ganz bewusst habe ich für meine Darstellung eine sachlich-nüchterne Sprache gewählt. Sich das Ungeheuerliche der Diskriminierung und Entrechtung, der Deportation und Ermordung deutscher Staatsbürgerinnen und Staatsbürger jüdischer Herkunft zu vergegenwärtigen, bleibt den Leserinnen und Lesern überlassen.

Rolf Kießling

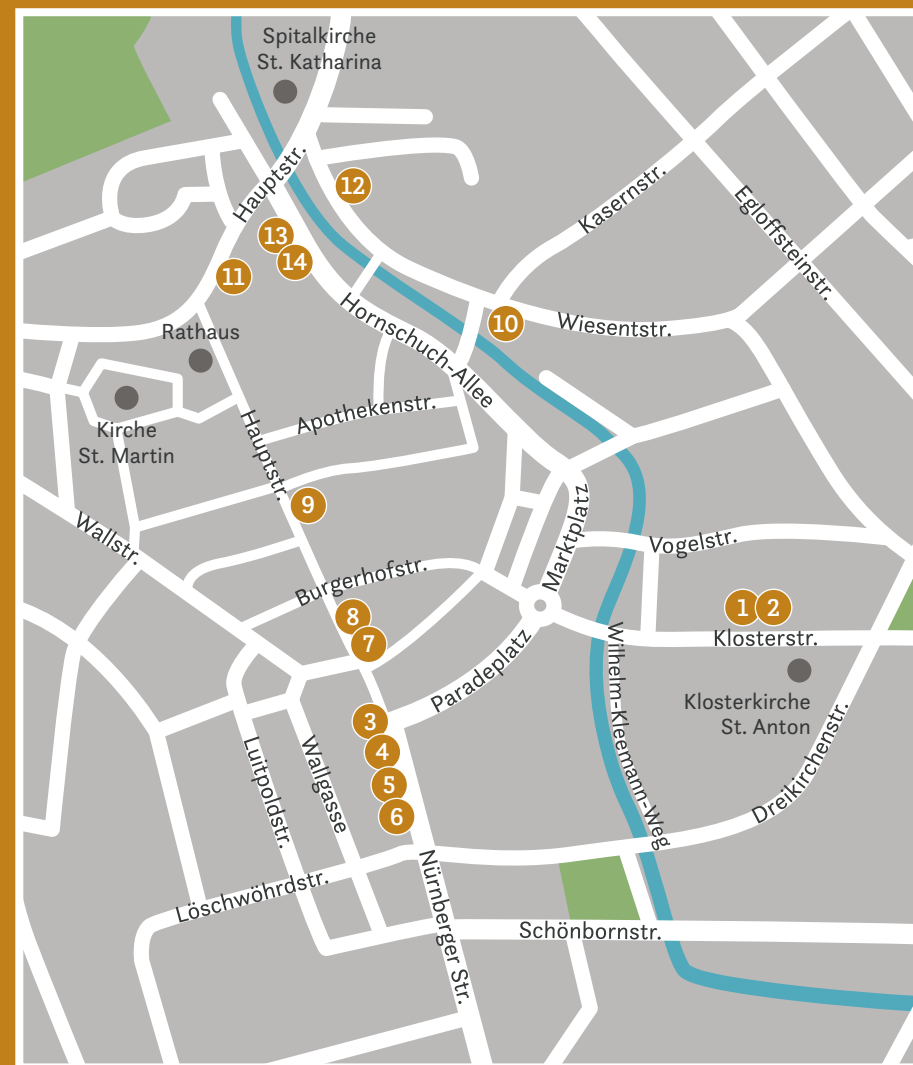


Die Deportation Forchheimer Jüdinnen und Juden beginnt am 27. November 1941 am Paradeplatz. Ein LKW steht bereit. Das Gepäck ist schon verladen worden. Die Verantwortlichen warten auf die sechs Frauen und zwei Männer, die an diesem Tag deportiert werden sollen. Eine Frau, die im Fotogeschäft Luthardt, Inhaber Erich Brüggemann, Paradeplatz 3, beschäftigt war, beginnt damit, Fotos von dem „Ereignis“ zu machen. Die insgesamt 13 Fotos wurden später in einem Schaukasten ausgestellt und zum Verkauf angeboten.

Stolpersteine

In Forchheim wurden vierzehn Stolpersteine verlegt.
Sie erinnern an:

1	Gottlieb Braun	Klosterstraße 13	S. 8
2	Rosa Braun, geb. Asch	Klosterstraße 13	S. 8
3	Ilse Israel, geb. Braun	Paradeplatz 4	S. 11
4	Emma Rosalie Braun	Paradeplatz 4	S. 12
5	Julius Moritz Prager	Nürnberger Straße 2	S. 14
6	Sera Rosenbaum, geb. Prager	Nürnberger Straße 2	S. 15
7	Jenny Abraham, geb. Gröschel	Hauptstraße 65	S. 16
8	Leo Abraham	Hauptstraße 65	S. 16
9	Ida Schönberger	Hauptstraße 45	S. 18
10	Flora Heller	Wiesentstraße 16	S. 19
11	Grete Zeidler	Hauptstraße 11	S. 20
12	Berta Sundheimer	Wiesentstraße 1	S. 21
13	Rosa Tiesler, geb. Becker	Hornschuchallee 4	S. 22
14	Sophie Kotz, geb. Sternberg	Hornschuchallee 4	S. 24



Ausschnitt Stadtkern Forchheim

Klosterstraße 13

Die jüdische Familie Braun stammte aus Kunreuth, einem ehemals ritterschaftlichen Dorf östlich von Forchheim.

Julius Braun, geb. 1840, gehörte zur jüdischen Gemeinde von Kunreuth und war mit Karolina Hirschaidler verheiratet. Aus der Ehe gingen zehn Kinder hervor.

Der Umzug in die Stadt Forchheim erfolgte 1879. In diesem Jahr kaufte Julius Braun das Haus Paradeplatz 4 und eröffnete darin ein „Kaufhaus“, ein Ladengeschäft für Bettfedern und Daunen. Nach seinem Tod 1911 führten seine Witwe Karolina und seine Tochter Emma Rosalie das Geschäft weiter.

Gottlieb Braun, ein weiterer Sohn, war in Forchheim geblieben und betätigte sich als Immobilienmakler.

Das Ehepaar Braun lebte zunächst in der Eisenbahnstraße 1. Dort kam Tochter Ilse Cilly am 28. September 1911 zur Welt. Am 22. Dezember 1921, in der Zeit der Inflation, konnte Gottlieb Braun das Haus Klosterstraße 13 erwerben, in dem bis dahin das Fotogeschäft Luthardt seinen Sitz hatte.

In der Reichspogromnacht drang der nationalsozialistische Mob in die Wohnung des Ehepaars Braun ein. Gottlieb Braun wurde misshandelt, verhaftet,

eingesperrt und am 11. November 1938 ins KZ Dachau gebracht. Erst am 5. Dezember 1938 wurde er aus der so genannten Schutzhaft wieder entlassen.

Im Jahr 1939 sah sich Gottlieb Braun gezwungen, sein Haus Klosterstraße 13 zu verkaufen. Konrad Merz, der NSDAP-Ortsgruppenleiter, erwarb die Immobilie. Mehrere Grundstücke, die im Besitz des Immobilienmaklers Braun waren, wurden von anderen Mitgliedern der NSDAP gekauft. Gottlieb Braun kam mit seiner Frau Rosa im Haus Paradeplatz 4 unter, das seiner Mutter Karolina gehörte und das von den Nationalsozialisten zum „Judenhaus“ erklärt worden war.

Vom Paradeplatz aus wurden am 27. November 1941 insgesamt acht jüdische Einwohnerinnen und Einwohner Forchheims deportiert, darunter Gottlieb Braun, seine Ehefrau Rosa Braun und seine Tochter Ilse Israel. Die Fahrt auf einem offenen Lastwagen endete zunächst in Bamberg, Zinkenwörth 17. Am übernächsten Tag ging es weiter nach Nürnberg. Vom Bahnhof Langwasser aus wurden am 29. November 1941 rund 1000 fränkische Jüdinnen und Juden in das Lager Riga-Jungfernhof deportiert, ihr letzter bekannter Aufenthaltsort ab 3. Dezember 1941.

Foto rechts: Gottlieb Braun beim Abtransport nach Bamberg mit einem Bündel zusammengerollter Decken.



Paradeplatz 4



Die Frau im hellen Mantel mit dem Davidstern ist wahrscheinlich Ilse Israel. Sie war 30 Jahre alt, als sie deportiert wurde.

Ilse Cilly Braun wurde am 28. September 1911 in Forchheim als einziges Kind von Gottlieb und Rosa Braun geboren.

Ab April 1925 besuchte Ilse Braun in Nördlingen die Klosterschule Maria Stern. Es handelte sich um eine weiterführende Schule, die auch evangelische und jüdische Mädchen besuchen konnten. 1928 kam Ilse Braun aus Nördlingen zurück und wohnte wieder bei ihren Eltern.

Im März 1936 zog sie nach Rohrbach bei Heidelberg.

Sie lernte den Kaufmann Sally Israel kennen, den sie am 11. März 1936 heiratete. Am 1. April 1936 zog das Ehepaar Israel von Wiesloch nach Heidelberg. Ilse Israels Ehemann Sally emigrierte am 26. Oktober 1938 in die USA. Ilse Israel blieb in Deutschland.

1939 war der Zweite Weltkrieg ausgebrochen. Die Lage der jüdischen Bevölkerung wurde von Tag zu Tag schlimmer. Ilse Brauns Eltern hatten in das Haus Paradeplatz 4 umziehen müssen, in dem die hochbetagte, an Demenz leidende Karolina Braun wohnte.

Ilse Israel kehrte am 10. September 1941 in ihre Heimatstadt Forchheim zurück, vermutlich auf Bitten ihrer Eltern. Sie wohnte nun mit ihren Verwandten unter einem Dach. In dem Haus Paradeplatz 4 waren auch andere Jüdinnen und Juden einquartiert worden, die in Miete gewohnt hatten. Wenige Wochen später, am 27. November 1941, wurde Ilse Israel gemeinsam mit ihren Eltern aus Forchheim nach Nürnberg und von da aus nach Riga-Jungfernhof deportiert. Was die Angehörigen der Familie Braun dort erleiden mussten und wie sie zu Tode kamen, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich wurden sie wie andere Insassen des Lagers Jungfernhof im Wald von Bikernieki östlich von Riga erschossen.

Mit Datum 8. Mai 1945 wurde Ilse Israel vom Amtsgericht Forchheim für tot erklärt, vermutlich auf Veranlassung ihres Ehemannes Sally. Dieser war nach dem Zweiten Weltkrieg nach Heidelberg zurückgekehrt. Er starb am 2. Oktober 1950 und ist auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Heidelberg begraben.

Paradeplatz 4

Emma Rosalie Braun wurde am 23. Juni 1877 in Kunreuth geboren.

Sie war die zweitälteste Tochter von Julius und Karolina Braun. Im Familien- und Freundeskreis wurde sie „Salie“ genannt. Nach dem Tod ihres Vaters führte sie gemeinsam mit ihrer Mutter das väterliche Geschäft weiter, in dem vor allem Bettfedern und Daunen, aber auch komplette Betten verkauft wurden.

Salie Braun blieb ledig. Als ihre Mutter im Alter an Demenz litt, versorgte und pflegte sie sie. Nur deshalb blieb Salie bei der ersten Deportation am 27. November 1941 verschont. Doch nachdem Karolina Braun am 18. Februar 1942 gestorben war, wurde bald darauf die Deportation ihrer Tochter Salie angeordnet.

Am 24. März 1942 wurde Salie Braun zusammen mit ihrem früheren Nachbarn Julius Moritz Prager und dessen Schwester Sera Rosenbaum nach Nürnberg transportiert. Von dort wurden 990 Jüdinnen und Juden aus Franken deportiert. Ziel war die ostpolnische Kleinstadt Izbica, südlich von Lublin.

Was die Deportierten dort erwartete, war unbeschreiblich. Die Stadt mit ihren armseligen Holzhäusern war hoffnungslos überfüllt. Zeitweise lebten über 19.000 Menschen in einem Ort mit ursprünglich 4.500 Einwohnern. Izbica diente als Transit-Ghetto. Von dort gingen Bahntransporte in die Vernichtungslager Belzec und Sobibór. Salie Braun gilt als „verschollen“. Angaben über die Umstände und das Datum ihres Todes sind nicht möglich.

*Foto rechts:
Das Kaufhaus von Julius Braun
am Paradeplatz 4.*



Nürnberger Straße 2

Julius Moritz Prager wurde am 15. Januar 1895 in Forchheim geboren. Am 1. März 1915 musste der 20-jährige Julius Prager als Rekrut beim 19. Infanterie-Regiment einrücken und wurde bald darauf an der Westfront eingesetzt. Er erhielt am 23. August 1917 die Auszeichnung des Eisernen Kreuzes II. Klasse.

Im Frühjahr 1918 wollte die deutsche Oberste Heeresleitung mit einer kriegsentscheidenden Großoffensive an der Westfront den Krieg gewinnen. Das strategische Ziel war die Eroberung von Amiens. Die Einnahme der Stadt scheiterte jedoch. Im Verlauf dieser Großoffensive wurde Julius Prager am 25. Mai 1918 bei dem Dorf Hamelincourt in Nordfrankreich sehr schwer verwundet. Durch Schrapnellbeschuss erlitt er mehrere gravierende Verletzungen: Fraktur beider Ober- und Unterschenkel, Fraktur des linken Oberarms sowie einen Rückenschuss rechts.

Nach dem Krieg erhielt er aufgrund seiner erheblichen Kriegsverletzungen 85 % der Vollrente eines gemeinen Soldaten.

In seine Heimatstadt Forchheim zurückgekehrt, gründete der Kriegsinvalide Julius Prager zusammen mit seiner Schwester Ida ein Schuhgeschäft am Paradeplatz 13.

Nach der Machtübernahme riefen die Nationalsozialisten wie im gesamten

Deutschen Reich am 31. März 1933 zum Boykott jüdischer Geschäfte auf. In der Liste der zu boykottierenden jüdischen Geschäfte war auch das Schuhgeschäft von Julius und Ida Prager aufgeführt. Im Jahr 1935 erfolgte ein Wohnungswechsel. Die Geschwister zogen in die Klosterstraße 16.

In der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 blieb auch der Kriegsinvalide Julius Prager nicht verschont. Wie die anderen jüdischen Männer der Stadt wurde er festgenommen. Man zwang ihn sogar, den weiten Weg von seiner Wohnung Klosterstraße 16 zur Polizeiwache zu Fuß zurückzulegen.

Am 25. November 1938, nur zwei Wochen nach der Reichspogromnacht, starb Ida Prager im Alter von 58 Jahren. Julius Prager wurde gedrängt, sein Schuhgeschäft zu schließen. Er hatte vor, es an seine „Ladnerin“ (Verkäuferin) Erna Wetzel zu übergeben, die das Geschäft weiterführen sollte. Doch dies ließen die Nationalsozialisten nicht zu – mit der fadenscheinigen Begründung, es gebe in Forchheim schon genügend Schuhgeschäfte.

Am 23. März wurde Julius Prager zusammen mit seiner Schwester Sera Rosenbaum und der Hausbesitzerin Salie Braun nach Nürnberg „verschubt“, d.h. von der Polizei abgeführt. Am 24. März 1942 ging von Nürnberg aus ein zweiter Transport mit fränkischen Jüdinnen und Juden nach Izbica in den Osten Polens.

Nürnberger Straße 2

Sera Rosenbaum war eine der drei Schwestern von Julius Moritz Prager. Am 29. November 1888 geboren, verließ sie Forchheim 1909 und zog nach Frankfurt am Main. Ein Jahr später hielt sie sich in Nürnberg auf. Vermutlich war sie in beiden Städten als Hausangestellte tätig. Seit 1. Februar 1911 war Sera Rosenbaum wieder in Forchheim gemeldet.

Am 20. August 1911 heiratete sie in Gaustadt bei Bamberg den deutlich älteren Kaufmann Benno Rosenbaum.

Das Ehepaar Rosenbaum hatte seinen Wohnsitz in Nürnberg. Die Ehe blieb kinderlos. Vermutlich war Benno Rosenbaum noch im Alter von 68 Jahren berufstätig. Auf einer seiner Geschäftsreisen ereignete sich ein folgenschwerer Unfall. Am Donnerstag, 2. November 1933, erschien im „Rehauer Tagblatt“ folgende Meldung:

„Gestern Mittwoch nachmittag wurde im Bahnhofe Rehau ein Reisender, Benno Rosenbaum aus Nürnberg, am Bahnsteig durch Selbstverschulden vom einfahrenden Personenzug gestreift und am Kopfe verletzt. Der Bahnarzt Dr. Nagel war

sofort zur Stelle und der Verunglückte wurde mit dem Sanitätsauto in das Krankenhaus verbracht.“

Benno Rosenbaum verstarb am 2. November 1933 in Rehau, wurde nach Nürnberg überführt und am 5. November 1933 auf dem Jüdischen Friedhof an der Schnieglinger Straße 155 begraben.

Nach dem Tod ihres Mannes kehrte Sera Rosenbaum 1934 in ihre Heimatstadt Forchheim zurück.

In Forchheim lebte sie zusammen mit ihren Geschwistern Ida und Julius Prager in der Nürnberger Straße 2. 1935 erfolgte der Umzug in die Klosterstraße 16.

Der erzwungene Umzug in das Haus Paradeplatz 4 erfolgte am 16. Juni 1940.

Am 23. März wurde Sera Rosenbaum, geb. Prager zusammen mit ihrem Bruder Julius und der Hausbesitzerin Salie Braun nach Nürnberg „verschubt“. Am Tag darauf ging von Nürnberg aus ein zweiter Transport mit fränkischen Jüdinnen und Juden nach Izbica im Osten Polens. Das dortige Ghetto war lediglich Durchgangsstation zu einem der großen Vernichtungslager im Osten Polens.

Hauptstraße 65

Über Leo Abraham ist nur wenig bekannt. Er wurde am 8. Januar 1875 in Hohenhausen (Kreis Lippe) in Ostwestfalen geboren. Er hatte eine kaufmännische Ausbildung absolviert.

1920 vermählte sich Leo Abraham mit der Forchheimer Kaufmannstochter Jenny Gröschel. Er heiratete in eine fränkisch-jüdische Familie ein, die in Forchheim einen guten Ruf besaß, und wurde Kompagnon seines Schwagers Bernhard Gröschel. Die Ehe blieb kinderlos.

Die Familie Gröschel stammte aus Wiesenthau. Philipp Gröschel (* 1847), Jennys Vater, zog mit seiner Familie nach Forchheim und eröffnete hier in der Hauptstraße 64 einen Laden für Weißwaren.

Die Kinder Jenny (* 1877), Bernhard (* 1878) und Adelheid Pauline (* 1881) wurden in Forchheim geboren. Bernhard Gröschel führte das Geschäft seines Vaters weiter. Nachdem Jenny den Kaufmann Leo Abraham geheiratet hatte, wurde im gegenüberliegenden Haus Hauptstraße 65 zusätzlich ein Konfektionsgeschäft für Damenmoden eröffnet.

Unter dem Druck der Nationalsozialisten wurden seit 1934 nicht nur die beiden Geschäfte boykottiert, sondern auch die Inhaber im KZ Dachau in so genannte Schutzhaft genommen. Nachdem Jennys Bruder Bernhard aus dem Lager entlassen worden war, gelang es ihm, seine Tochter Irma über die Schweiz in Sicherheit zu bringen und mit seiner Frau in die USA zu emigrieren. Den Eheleuten Abraham gelang die Ausreise nicht, sie konnten offenbar kein Visum mehr erhalten. Sie mussten in Forchheim bleiben und in das Haus

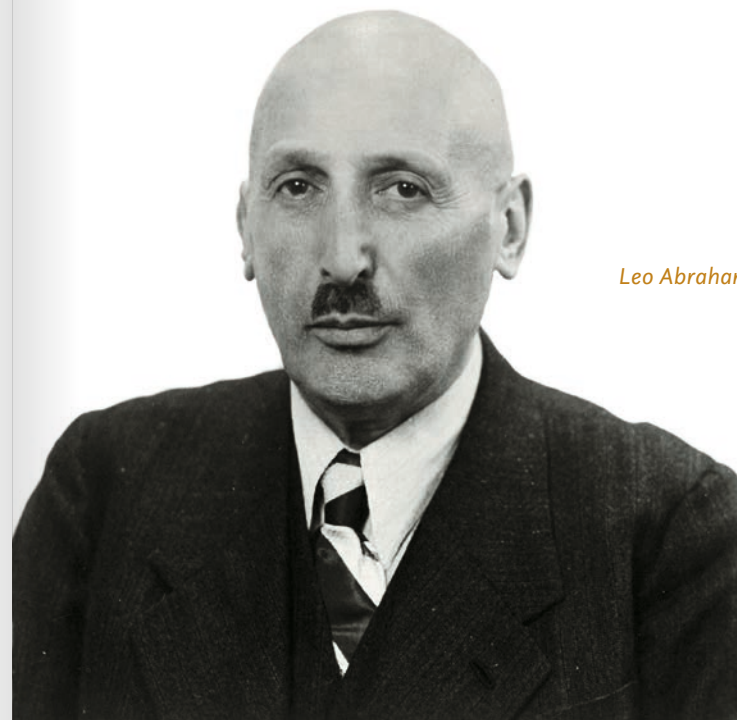
Paradeplatz 4 umziehen, wo die meisten der in Forchheim verbliebenen Jüdinnen und Juden „konzentriert“ wurden. Die Eheleute wurden am 27. November 1941 deportiert und gelten als „verschollen“.

Erhalten geblieben sind die Passfotos der Eheleute. Diese waren nötig, um ein Visum zu beantragen. Das Ehepaar Abraham gehörte zu den ersten acht Personen, die aus Forchheim verschleppt wurden und nicht mehr zurückkamen. Jenny Abraham, geb. Gröschel wurde am 3. Juli 1953 vom Amtsgericht Forchheim für tot erklärt.

Jenny Abraham, geb. Gröschel



Leo Abraham



Hauptstraße 45

Ida Schönberger wurde am 11. März 1885 in Ermreuth geboren. Ida kam vermutlich schon als Kind mit ihren Eltern Salomon und Jeanette Schönberger nach Forchheim. Die Familie lebte zur Miete im Haus Hauptstraße 45.

Idas Vater Salomon starb am 18. August 1917 in Forchheim und wurde auf dem Jüdischen Friedhof in Baiersdorf begraben. Idas Mutter Jeanette Katz (* 1854) stammte aus Adelsdorf. Am 6. März 1925 war sie „im 71. Lebensjahr nach kurzem Leiden sanft entschlafen“, wie es in der Traueranzeige hieß. Ida

Schönberger war offenbar die einzige Tochter. Ihr Bruder Leopold war nach Amerika ausgewandert.

Ida Schönberger blieb unverheiratet. Die alleinstehende Frau lebte zurückgezogen mitten in der kleinen Stadt. Bereits am 27. November 1941 wurde sie zusammen mit sieben anderen jüdischen Frauen und Männern aus Forchheim über Bamberg und Nürnberg nach Riga in Lettland deportiert. Wann und wie Ida Schönberger zu Tode gekommen ist, lässt sich nicht mehr feststellen.



Hauptstr. 45
im Jahr 2023

Wiesentstraße 16

Flora Heller war eine Tochter von Lehmann (Lämlein) Heller und dessen Ehefrau Sophie, geb. Prager. Ihre Eltern stammten beide aus Mittlerweilersbach. Bereits 1874 hatte der damals noch ledige Lehmann Heller den Entschluss gefasst, nach Forchheim zu übersiedeln. Er heiratete Sophia Prager (1853–1912). Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor:

Max	* 21.06.1878 ** 26.11.1929
Sigmund	* 15.04.1880 ** 09.08.1916
Flora	* 13.03.1886 deportiert am 27.11.1941
Marie	* 10.11.1890 1942 von Fürth aus deportiert

Am 16. November 1880 erwarben die Eheleute Heller von Adolph Lederer das Haus Wiesentstraße 16, das dieser wenige Monate zuvor „im Zwangswege erstrichen“ hatte. Lehmann Heller starb 1890. Sein Sohn Sigmund Heller wurde im Ersten Weltkrieg eingezogen und kam an der Westfront in Nordfrankreich zum Einsatz. Am 9. August 1916 fiel er bei dem Dorf Aubers durch einen Kopfschuss.

Flora Heller wohnte gemeinsam mit ihrem Bruder Max im Haus Wiesentstraße 16. Beide blieben unverheiratet. Der Viehhändler Max Heller starb am 26. November 1929 in Forchheim und wurde auf dem Jüdischen Friedhof in Baiersdorf begraben. Flora Heller wurde am 27. November 1941 nach Riga-Jungfernhof deportiert. Sie gilt als verschollen.



Der Stolperstein
von Flora Heller

Hauptstraße 13

Die unverheiratete Grete Zeidler kam am 1. November 1938 mit ihrer Mutter Martha Zeidler von Kulmbach nach Forchheim. Die beiden Frauen wohnten in der Hauptstraße 13 (damals in Adolf-Hitler-Straße umbenannt), in dem Haus, in dem das Kaufhaus Rosenthal untergebracht war.

Die Zeidlers stammten ursprünglich aus Preußen. Die Eltern Benno und Martha Zeidler lebten in Strausberg nahe Berlin. Dort wurde am 30. November 1889 die Tochter Grete (Margarete) geboren. Es folgten die Geschwister Georg (* 1891) und Wally (* 1897).

Der Vater Benno Zeidler übersiedelte am 11. November 1898 mit seiner Familie nach Kulmbach. Er war Inhaber eines Konfektionsgeschäfts. Der Kaufmann starb am 24. Februar 1933 in Kulmbach. Seine Frau Martha führte das Geschäft weiter, im September 1938 musste es jedoch geschlossen werden.

Als der Verfolgungsdruck immer größer wurde, zogen Martha Zeidler und ihre Tochter Grete nach Forchheim zu ihrer Schwester Klara Lefèbre, geb. Rosenthal. Die Frauen erhofften sich vermutlich Hilfe durch ihre Forchheimer Verwandten.

Aber kaum eine Woche nach ihrem Umzug mussten sie hier die Ausschreitungen der Reichspogromnacht miterleben. Im Gerichtsprotokoll ist die Rede von zwei älteren Frauen, die verhaftet wurden. Während es der verwandten Familie Wertheim gelang, gemeinsam mit Klara Lefèbre ein Visum nach Kuba zu erlangen, mussten Mutter und Tochter Zeidler in Forchheim bleiben.

Während des Krieges waren Grete und Martha Zeidler gezwungen, ihre Wohnung innerhalb von wenigen Monaten mehrmals zu wechseln. Sie fanden Aufnahme in verschiedenen „jüdischen Häusern“: Vogelstraße 1 (bei Familie Bayreuther), Paradeplatz 4 (bei Emma Rosalie Braun), Wiesentstraße 16 (bei Flora Heller).

Am 18. Oktober 1941 starb Martha Zeidler. Bereits wenige Wochen nach dem Tod ihrer Mutter wurde Grete Zeidler deportiert. Am 27. November 1941 wurde sie zusammen mit sieben anderen Forchheimer Jüdinnen und Juden zunächst nach Bamberg, dann am 29. November von Nürnberg aus nach Riga-Jungfernhof deportiert. Sie gilt als verschollen.

Wiesentstraße 1

Berta Sundheimer war die Tochter von Isidor und Katharina Sundheimer geb. Frühauf. Die Eheleute lebten ursprünglich in Mittlerweilersbach, dem Heimatort der Ehefrau. Dort wurde dem Ehepaar am 10. November 1872 eine Tochter Berta geboren. 1876 übersiedelte die Familie nach Forchheim.

Isidor Sundheimer arbeitete als Kommissionär, d.h. er nahm Waren in Kommission und verkaufte sie weiter. Seine Frau Katharina starb am 15. Mai 1903, Isidor Sundheimer am 30. April 1924.

Berta Sundheimer lebte im Haus Wiesentstraße 1, das ihr Vater gekauft hatte. Sie hatte zwei Kinder, war aber nicht verheiratet. 1904 kam ihre Tochter Käthi zur Welt. Ihr 1908 in Forchheim geborener Sohn Ludwig, nach ihrem

1880 geborenen Bruder Ludwig benannt, starb noch im Jahr seiner Geburt.

In der Zeit der Judenverfolgung war die alleinstehende Frau bettlägerig und auf die ärztliche Betreuung durch den Forchheimer Arzt Dr. Greisinger angewiesen. Dennoch wurde sie am 6. August 1942 aus dem Zimmer, das sie zuletzt bewohnte, abgeholt und nach Bamberg, Zinkenwörth 17 gebracht. Einen Monat später wurde sie von Nürnberg aus am 10. September 1942 ins Ghetto Theresienstadt deportiert. Dort starb sie am 6. Dezember 1943.

Auch Bertas Bruder Ludwig Sundheimer, 1880 geboren, wurde Opfer des Holocaust. Er lebte in München und wurde 1943 in Auschwitz ermordet.

Wiesentstr. 1
im Jahr 2023



Hornschuchallee 4

Vierzig Jahre lang lebte Rosa Tiesler, geb. Becker in Forchheim. Dann fiel sie – wie unzählige andere Menschen – dem Rassenwahn der Nationalsozialisten zum Opfer.

Sie stammte ursprünglich aus Westpreußen, aus der Kleinstadt Zempelburg. Dort wurde sie am 15. Mai 1877 als Tochter des Pferdehändlers Salomon Becker geboren, ihre Mutter hieß Fritze, geb. Friedländer. Die Stadt hatte damals rund 3.500 Einwohner, von denen etwa 2.000 evangelische und etwa 800 katholische Christen waren. Die Familie Becker gehörte zur jüdischen Minderheit, die 650 Personen zählte.

Rosa Becker war mit dem evangelischen Kaufmann Karl Heinrich Paul Tiesler verlobt, der aus Bunzlau in Schlesien stammte. Wann und wo die beiden sich kennen gelernt und warum sie Forchheim als Wohnort gewählt haben, ist unklar.

Paul Tieslers zukünftige Frau entschloss sich zu konvertieren. Am Sonntag, dem 23. August 1903, wurde sie im Alter von 26 Jahren in der St. Johanniskirche getauft im Beisein der Taufpatinnen Jadwiga Gräfin von Bentzel-Sternau, die auf der Jägersburg lebte, und der Pfarrersgattin Margareta Küffner. Auch drei Mitglieder des Kirchenvorstandes sowie drei Diakonissen waren Tauf-

zeugen. Die Eheschließung erfolgte am 25. August 1903. Das Ehepaar Paul und Rosa Tiesler betrieb im Haus Paradeplatz 13 ein Lebensmittelgeschäft. Die Ehe blieb kinderlos. Am 16. Januar 1924 verstarb Paul Tiesler.

Die Witwe zog nach dem Tod ihres Gatten mehrmals um. Zuerst führte sie das Geschäft in der Hauptstraße 55 weiter, danach lebte sie in der Hauptstraße 62 und in der Wiesentstraße 21.

Seit 1933 waren die Nationalsozialisten im Deutschen Reich an der Macht. Sie hatten auch in Forchheim das Sagen. Rosa Tiesler, „die getaufte Jüdin“, war „den rabiaten Angehörigen der Partei ein Anstoß“. Die angesehene Geschäftsfrau von einst wurde nun von vielen wie eine Aussätzige behandelt.

Am 1. Januar 1941 fand Rosa Tiesler Aufnahme im Haus von Sophie Kotz in der heutigen Hornschuchallee 4. Diese war ebenfalls verwitwet und jüdischer Herkunft. Die beiden Frauen waren relativ schutzlos und mussten wiederholt Schikanen des NS-Regimes erdulden. Ein übereifriger Polizeibeamter traf Rosa Tiesler z. B. im Oktober 1941 in der Kanalstraße ohne den vorgeschriebenen Judenstern an. Daraufhin zitierte man sie auf die örtliche Polizeiwache und stellte sie wegen ihres „Vergehens“ zur Rede.

Derart schikaniert und in die Enge getrieben, kam der wehrlosen Frau sogar der Gedanke, sich das Leben zu nehmen. Ihre Ängste wuchsen von Tag zu Tag, bis ihr schließlich die Polizei mitteilte, dass sie am 24. April 1942 „evakuiert“ werden sollte. In der Pfarrbeschreibung von St. Johannes heißt es:

Rosa Tiesler „erhielt am Abend vor diesem Weggang von dem Ortspfarrer, der gleichzeitig mitfeierte, das heilige Abendmahl. Bitterlich weinend verabschiedete sie sich, klar berührt, dass sie nicht am Leben bleiben werde.“

*Hornschuchallee 4
im Jahr 2023*

Rosa Tiesler wurde zunächst nach Bamberg „verschubt“, d.h. wie eine Verbrecherin abgeführt. Von da wurde sie mit einem Transport unterfränkischer Juden nach Polen deportiert, mit dem Ziel Krasnystaw im Bezirk Lublin. Dort befand sich von 1940 bis 1942 ein Ghetto für 4000 jüdische Personen. Die Insassen wurden später in das Durchgangsghetto Izbica verschleppt und schließlich in einem der in der Nähe gelegenen Massenvernichtungslager ermordet.

Die Kirchengemeinde St. Johannes hat 1998 im Vorraum der Kirche eine Gedenktafel für Rosa Tiesler anbringen lassen – zur Erinnerung und gegen das Vergessen!



Hornschuchallee 4

Sofie Kotz stammte aus Kirchheim (Bezirksamt Würzburg). Dort wurde Sara Sternberg – so ihr ursprünglicher Name – am 26. August 1860 als Tochter des Getreidehändlers Löb Sternberg und dessen Ehefrau Rika, geb. Scheuer geboren. Ihre Eltern wohnten zuletzt in Heidingsfeld bei Würzburg.

Am 27. Februar 1883 heiratete die Jüdin Sofie Sternberg den evangelischen Musiker Simon Brückner, der aus Lauf an der Pegnitz stammte. Der gemeinsame Sohn Georg Brückner wurde am 12. November 1883 geboren und evangelisch getauft. Die Familie lebte in der Bärenschanzstraße, später in der Mittleren Kanalstraße. Am 10. Oktober 1887 starb Simon Brückner im Alter von 33 Jahren.

Im Jahr 1888 übersiedelte die Witwe Sofie Brückner mit ihrem Sohn nach Forchheim und führte hier dem ebenfalls verwitweten Wagnermeister Johann Kotz den Haushalt. Kotz hatte zwei Söhne aus erster Ehe und war auf Hilfe angewiesen. Im Januar 1889

äußerte Sofie Sternberg den Wunsch, sich katholisch taufen zu lassen. Sie hatte die Absicht, den Witwer Kotz zu heiraten. Die weltliche Eheschließung erfolgte am 26. Juli 1890. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: Karl (* 1894) und Maria Theresia (* 1896).

1899 erfolgte die Anmeldung eines Spezerei- und Kurzwarengeschäfts in der Alleestraße 4, heute Hornschuchallee 4. 1920 kaufte Johann Kotz das Haus von Kunigunda Münster, der Witwe des Lazarus Münster.

Johann Kotz starb am 18. Januar 1926 im Alter von 77 Jahren. Seine Witwe Sofie besserte ihren Lebensunterhalt auf, indem sie gegen Bezahlung die Wäsche anderer Forchheimer bügelte. Trotz ihres hohen Alters wurde Sofie Kotz am 17. Januar 1944 von Nürnberg aus ins Ghetto Theresienstadt deportiert. Ihre Angehörigen konnten den Abtransport offenbar nicht verhindern. Nach wenigen Monaten kam die 84-jährige Witwe Sofie Kotz am 13. Oktober 1944 in Theresienstadt ums Leben.



Deportation fränkischer Jüdinnen und Juden am 29. November 1941 vom Bahnhof Langwasser in Nürnberg aus. Darunter befanden sich auch acht jüdische Personen aus Forchheim. Zu erkennen sind Gottlieb Braun (mit den zusammengerollten Decken) und rechts dahinter seine Tochter Ilse Israel (mit hellem Mantel und Hut).

„Judenhäuser“

Der von den Nationalsozialisten geprägte Begriff bezeichnete Häuser in jüdischem Besitz, in denen ausschließlich Jüdinnen und Juden wohnen sollten. Der Umzug in ein „Judenhaus“ wurde von den Behörden angeordnet.

Bamberg, Zinkenwörth 17

Das Haus in der Bamberger Altstadt, ein früheres Gasthaus, gehörte der jüdischen Gemeinde. Dort wurden auswärtige Jüdinnen und Juden vorübergehend untergebracht, bevor sie endgültig deportiert wurden.

Nürnberg-Langwasser

Der Bahnhof im Süden der Stadt war Ausgangspunkt für zwei Deportationen fränkischer Jüdinnen und Juden.

Riga-Jungfernhof

Das Lager, ein ehemaliger Gutshof, lag außerhalb der lettischen Hauptstadt. Die erste Deportation aus Franken endete dort am 3. Dezember 1941.

Izbica

Die Kleinstadt in Ostpolen mit überwiegend jüdischer Einwohnerschaft war Ziel der zweiten Deportation aus Franken im März 1942.

Theresienstadt (Terezin)

Die nach Kaiserin Maria Theresia benannte Festungsstadt südlich von Leitmeritz wurde in ein Ghetto umgewandelt. Dorthin wurden Jüdinnen und Juden aus Böhmen und Mähren sowie aus Österreich deportiert. Viele Ghettobewohner wurden in Auschwitz ermordet. Auch alte jüdische Menschen aus dem „Reich“ kamen ins Ghetto Theresienstadt, wo sie unter unwürdigen Bedingungen leben mussten.

Wir danken den Sponsoren

Die ZukunftsStiftung der



OBERFRANKEN
STIFTUNG



Fotonachweis:

Abb. Titelseite, S. 5, 9, 10: Stadtarchiv Forchheim
Abb. S. 12: nach: Reinhold Glas: Häuserbuch Alt-Forchheim, Forchheim 2016, Abb. 596
Abb. S. 16, 17: Staatsarchiv Bamberg Kg/9011
Abb. S. 18, 21, 23: Thomas Hierl
Abb. S. 19: Wolfgang Schmidt
Abb. S. 25: Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände, Nürnberg
Abb. S. 27: Stadt Forchheim

Impressum:

Herausgeber: Stadt Forchheim
Verfasser: Rolf Kießling
Gestaltung: www.grafikatelier.de
Redaktion: Susanne Fischer
Druck: Druckerei Streit, Forchheim
1. Auflage, Forchheim 2023

